

Gewissen aus beherrschen, nicht nur von außen; sie will des Menschen sicher sein und vor ihm sicher sein, und damit endet sie im Unmenschentum totalitärer Zwangssysteme.
G. F. Klenk SJ

Gremmels, Heinrich: An der Milvischen Brücke. Europäische Gesinnung und politische Bildung. (125 Seiten) Stuttgart 1959, Deutsche Verlags-Anstalt. DM 6,80.

Wer dieses Buch zu lesen angefangen hat, wird sich nur schwer entschließen können, die Lektüre zu unterbrechen, sofern er betroffen ist von der Not unserer Zeit. Diese Schrift ist weder ein Aufriß der Geschichte noch einer systematischen Geschichtstheologie und -philosophie, — da gibt es auch keine bloß geistvollen Randglossen zur Zeitlage. Hier spricht ein Mensch und Christ unserer Tage, der unsere abendländische Vergangenheit und die Krise der Gegenwart als die uns vorgegebene vielschichtige Wirklichkeit tiefst erlebt und aus seinem Glauben heraus erhellen möchte, um Wege zu zeigen, die in tragfähiges Neuland führen.

Zur rechten Beurteilung dieses Versuches möchten wir unterscheiden zwischen den Zeiterscheinungen und ihrer Erklärung, bzw. Bewertung.

Was die Phänomenologie unserer Situation angeht, stimmen wir dem Verf. weitgehend zu: die Einheit in Glauben und Weltbegründung ist dahin, ja noch mehr, der Glaube der christlichen Epochen des Abendlandes ist bei vielen, vielen erstorben — und soweit sie nicht in einem flachen Positivismus und Materialismus ersticken, sind sie zurückgekehrt zu dem Schwebezustand zwischen mythischer und metaphysischer Seinsbegründung: die Götter sind unwiederbringlich verschwunden, und Gott ist wiederum ferne und unbekannt geworden. Es ist wahr, daß hier Heidegger und Jaspers die Lage enthüllt haben. Gremmels sieht in der Haltung des „Seins im Zweifel“ die Möglichkeit, offen zu sein für das christliche Sein in der Wahrheit, für einen Humanismus, der ohne Götter, aber bereit ist, „dem Unbekannten Gott Altäre zu bauen“. Diese Annahme ist zwar optimistisch, aber nicht unbegründet.

Wie schon gesagt, G.s Diagnose sagt Wesentliches zur Situation von heute. Auch manche der Folgerungen, die er zieht, muß man unterstützen, vor allem die: keine Um-erziehung einer im Glauben gescheiterten Welt mit politischen Mitteln; Verzicht auf die Methoden der Macht bei der Verkündigung der christlichen Heilsbotschaft; unbefangene Begegnung des Christlichen mit der technisierten Welt.

Aber Gremmels fordert mehr. Er stellt die reformatorische „Sola fides“ in der Barth'schen Überspitzung der reinen Technologie gegenüber. Reine Christologie neben reiner Weltlichkeit! Fort mit allem, was

wie eine Brücke zwischen diesen Wirklichkeiten aussehen könnte! Abgelehnt wird nicht nur jede Art von „cäsarischer Einfälschung“ des Christentums — abgelehnt wird jede metaphysische Begründung des Menschen und seiner Welt. Abgelehnt wird vor allem die analogia entis als eine Hauptwurzel jener widerrechtlichen Vermengung von Göttlichem und Menschlichem, Zeitlichem und Ewigem, Reich und Kirche, Christus und Cäsar. Das sind allzu viele Mißverständnisse und Vereinfachungen!

Mit der reinen, nackten fides entgegen-treten der nackten, rein welthaften Technokratie — ist das die verheißungsvolle Formel eines neuen christo-technologischen Zeitalters? Nein! Vieles von dem, was der Verf. richtig gesehen und richtig gedeutet hat, muß dem Leser fragwürdig werden durch die Bodenlosigkeit seiner philosophisch-theologischen Grundansichten. Und sind nicht eben Karl Barth und Martin Heidegger Beispiele dafür, wie hilflos die Vorkämpfer solcher metaphysisch bodenlosen Weltanschauungen oder Glaubenshaltungen den konkreten Zeitfragen gegenüberstehen, wie massiv sie irren und in die Irre führen?

G. F. Klenk SJ

Romane

Böll, Heinrich: Billard um halbzehn. Roman. (305 S.) Köln 1959, Kiepenheuer u. Witsch. DM 14,80.

Wie viele andere (Cramer, v. Heiseler, Seewald u. a.) stellt Böll in einer symbolischen Geschichte mit symbolischen Personen das Geschehen der letzten 50 Jahre dar. Es sind drei Generationen: der Großvater, der ein großes Benediktinerkloster mit Kirche und Ökonomie baut, der Sohn, der es in den letzten Kriegstagen aus strategischen Gründen sprengt, der Enkel, der an seinem Wiederaufbau beteiligt ist. Die Ereignisse werden nicht in ihrem Ablauf erzählt. Erzählt wird eigentlich nur ein einziger Tag, in einem ganz kleinen Teil des Buches. Die Hauptsache sind Bekenntnisse und Erinnerungen, zumeist des Sohnes, der sich in die Vergangenheit vertieft, wenn er, dem Gedränge des alltäglichen Tuns entfliehend, in einem Hotel morgens Billard spielt (daher der Titel). Hier pflegt er Zwiegespräche mit dem kleinen unschuldigen Liftboy, der seine Zurückgezogenheit bewacht und ihm ab und zu Cognac holt. Aber auch diese Rückblendungen waren keine zeitliche Ordnung. Auch ein einzelnes Geschehnis wird in Bruchstücke zerrissen und so wiedergegeben. Der Leser hat dennoch am Ende ein lückenloses Bild des Ganzen vor sich, in einem buntfarbigen, verschlungenen Gewebe oder einem Fleckerlteppich, wenn er sich durch das Labyrinth der Bruchstücke hindurchgewunden und hindurchgefunden hat. Auch alle übrigen Formen

der „Technik des modernen Romans“, der die Zeitfolge verachtet, werden angewandt, zweifellos mit großer Kunst und einer immer vom Westlichen genährten Sprache. Darum hat der Roman das uneingeschränkte Lob der großen Kritik gefunden. Jedoch wird man sagen müssen, daß hier des Guten zuviel getan wird. Eine solche Darstellungsart ist zu gekünstelt, um wirklich noch „Spiel“ zu sein. Daß Böll hier und da glaubt, nur mit groben Worten (z.B. 26, 33) den Realismus zu wahren, ist einigermaßen merkwürdig.

Diese Technik bewährt auch hier ihre Kraft, das ganze Geschehen zu einem unmitttelbaren Erlebnis werden zu lassen, weil immer die Voraussetzungen, Ursachen, Folgen, Erlebnisse gleichzeitig zur Wirkung kommen. Der Gehalt ist eine unteilbare Einheit. Das Tun und Denken des selbstbewußten Gründers, des mißbrauchten Zerstörers und des halbstarren Neubeginners mit ihrer Umgebung ist sozusagen immer in gleicher Nähe. Selbst die religiöse Aura, die von den Türmen des Doms St. Severin ausgeht, wird spürbar.

Böll übt auch in diesem Roman Zeitkritik der Gegenwartsgesellschaft. Er tut es ohne jene vergräme Bitterkeit, die in früheren Werken störend wirkte, allerdings noch mit einem Anflug eines übertriebenen Spiritualismus. Dieser wird etwa sichtbar, wenn er von dem Kloster spricht, zu dem in gleicher Weise die Kirche und Ökonomiegebäude gehören sollen. Das ist zweifellos in der Sache und auch in der subjektiven Wertschätzung der Mönche irrig. Daß aber die Gottesgemeinschaft auch einer irdischen Grundlage bedarf, wird man ihr wohl nicht abstreiten können.

Das Gesamtgemälde entwirft die apokalyptisch-augustinische-ignatianische Schau des Kampfes zwischen Licht und Finsternis, der „zwei Fahnen“, im Gegensatz der Guten und Bösen, der „Gotteslämmer“ und derer, die am „Sakrament des Büffels“ Anteil haben. Dieser Durchblick durch die Zeit ist dem Verf. geglückt. Er vermeidet theoretische Erörterungen. Alles ist Gestalt. Somit scheint hier eine gültige Aussage über die Zeit vorzuliegen. Allerdings, wenn man genauer zusieht, erkennt man, daß die einzelnen Personen sozusagen von Natur aus einem der beiden Reiche angehören. Die Männer des starken Ellenbogens und des Mundes, den sie immer „bedeutend auf-tun“, haben die Führung. Es gelingt ihnen stets, oben und vorn zu bleiben, sowohl zur Zeit des Büffels wie zu der der Neuformung der Gesellschaft. Die andern sind immer nur Opfer, tiefe, gute, unschuldige Menschen, die unterdrückt und mißbraucht werden und den unteren Weg gehen müssen. Eigentlich wird niemand umkämpft oder muß sich zum Guten oder zum Bösen entscheiden. Im Herzen findet keine Auseinanderset-

zung statt, und es rührt sich nichts Widersprechendes in ihm. Das ist aber eine sehr primitive und falsche Psychologie, Phänomenologie und Ontologie. Eine solche Welt ist im Grund dieselbe, wie jene, in der der edle Graf das arme Dienstmädchen heiratet. Ein hartes Wort, aber es entspricht der Wirklichkeit dieser Zeitschau.

So ergibt sich der Fall, daß einer Hypertrophie der Form ein sehr dürftiger Gehalt gegenübersteht. Es war ein Geist tätig, der sich um das Wortwerk bemühte, ohne ein Wortkunstwerk zu schaffen. Denn zu diesem gehört auch der ergründende Gehalt. Die Genialität eines großen Könners und sorgfältigen Ausfeilers deckt für den ergriffenen Leser den Mangel an innerer Einsicht in das Wurzelwerk der sich entgegenstehenden Ideen zu. Wenn wir jenem unsere Anerkennung nicht versagen und Böll einen geborenen und guten Erzähler nennen müssen, so bleibt doch die Klage, daß hier die Wirklichkeit der Dinge und Menschen nur in den allgemeinsten und äußerlichsten Zügen erkannt und in Schwarz-Weiß-Manier vorgestellt wurde. Die geistige Höhe, die Böll in „Und sagte kein einziges Wort“ erklimmen hatte, ist bei weitem nicht erreicht.

H. Becher SJ

Urzidil, Johannes: Das Große Halleluja. Roman. (483 S.) München 1959, Langen-Müller. DM 19,80.

Wer sich an des Dichters Roman „Die verlorene Geliebte“ erinnert, der die böhmische Seele offenbart, wird überrascht sein, wenn er liest, wie *Urzidil* das Leben in den Vereinigten Staaten, in denen er eine Zuflucht gefunden hat, beschreibt. Denn eine Beschreibung ist das Buch eigentlich. Die Romanform kann nicht darüber hinwegtäuschen, und die Waise Ellen, deren Schicksale erzählt werden, ist eigentlich nur ein Anlaß, um uns auf die verschiedenen Schauplätze und in die verschiedenen Lebenskreise zu führen: Land, Kleinstadt und Großstadt, die oberen Zehntausend und die Gangster, die vornehmeren und die kleinen Bürger, Alteingesessene und Einwanderer, Weiße und Schwarze und was es sonst an Gruppen noch geben mag. Die Sprachmächtigkeit des Dichters ist so groß, daß er alles in seiner Erscheinung und in dem verborgenen Wesenskern spürbar und glaubhaft sieht. Andererseits verführt ihn die Sprachmächtigkeit nicht dazu, mit ihr zu spielen. Es liegt ein großer Ernst auf allen Seiten des Buches. So wird uns Amerika vertraut, viel mehr als in einer Reihe gelehrter Bücher, die alles nach Zahl, Maß und Gewicht mitteilen. Die Vielfalt des Erzählten zerstreut auch nicht. Das einigende Band aller Menschen und Verhältnisse, das immer wieder Reizende ist die Tatsache, daß Amerika noch immer das ist, was die ersten Einwohner „jungfräulichen Boden“ nannten. Auch